

4. Gesm. Nr. 79 III

# Gedächtniss-Rede

auf

## König Johann von Sachsen

in der

öffentlichen Sitzung der k. Akademie der Wissenschaften

am 28. März 1874

zur Feier ihres einhundert fünfzehnten Stiftungstages

gehalten von

**J. von Döllinger,**

Vorstand der k. Akademie.



MÜNCHEN

VERLAG DER K. B. AKADEMIE

1874.

74 A





## Hochansehnliche Versammlung!

Nicht blos in Sachsen, in ganz Deutschland ist der Tod des Königs Johann, der am 29. Oktober erfolgte, als ein schmerzliches Ereigniss, als ein herber Verlust empfunden worden. Auch wir Baiern, mit deren Königshause er durch doppelte Verwandtschaftsbande verknüpft war, trauern um ihn, und unsrer Akademie, welcher er gestattet hat, ihn zu ihren Ehrenmitgliedern zu zählen, liegt es ganz besonders ob, diesem seltenen Fürsten, der eine auch im Auslande anerkannte Zierde der deutschen Nation gewesen, einen ehrenden Nachruf zu widmen.

Dem alten, erlauchten Geschlechte der Wettiner entsprossen, empfing er eine vortreffliche Erziehung und gründliche Bildung durch ausgezeichnete Lehrer, denen sein Vater ihn anvertraute; war doch einer derselben der Freiherr von Wessenberg, dem später als Generalvicar von Constanz seine Bemühungen um eine gereinigte deutsche Kirche ein bleibendes Andenken geschaffen haben. So glücklich die häusliche Umgebung, das Familienleben war, in dessen wohlthuender Atmosphäre der junge Prinz aufwuchs, so düster gestalteten sich damals die öffentlichen Verhältnisse seines Vaterlandes, des weiteren wie des engeren, und konnten nicht verfehlen, ihre dunklen Schatten trübend, und verdüsternd in dieses Knaben-



leben zu werfen. Der Schlag von Jena zog auch Sachsen in Mitleidenschaft, der König, sein Oheim, sah sich genöthigt, dem Rheinbunde beizutreten und Vasall des fremden Eroberers zu werden. Als dann der Befreiungskrieg ausbrach, hielt er in allzu beharrlicher Anhänglichkeit bei dem Manne aus, der ihn auch geistig unterjocht zu haben schien, und brachte dadurch den besten Theil seines Volkes in schmerzlichen Streit zwischen der alten Anhänglichkeit an das Fürstenhaus und der Liebe zum deutschen Vaterlande. Damals sah der dreizehnjährige Prinz seinen Oheim in Gefangenschaft, sah sein Haus mit völliger Enterbung bedroht, das Land zertreten von der Furie des Krieges, sah endlich Sachsen auf die Hälfte seines früheren Umfanges beschränkt. Das waren schwere Prüfungen, aber für Charaktere wie der Johann's von Sachsen sind solche Prüfungen zugleich Stärkungen; gereinigt und innerlich erhöht gehen sie aus ihnen hervor.

Johann war kein Porphyrogennetos; nicht mit der Aussicht auf sichere Thronfolge war er herangewachsen. Um so ruhiger und ungetheilte konnte er seiner Geistesausbildung, seinen Studien leben — wurde er doch erst im 53. Lebensjahre durch den unerwarteten Tod des Bruders plötzlich auf den Thron der Väter gerufen.

Gerade für Sachsen, dessen Blüthe und Ansehen von dem Range abhängt, den es auf intellectuellem Gebiete einnimmt — für ein solches Land und Volk musste ein König wie Johann eine höchst willkommene Erscheinung sein — ein Fürst, der so vielseitig und geistig selbstständig angelegt war, der einen so weiten Kreis des Wissens beherrschte, dass ihm auch als einfachem Privatmanne die öffentliche Stimme eine ausgezeichnete Stelle in der Gelehrtenrepublik ohne Widerrede zuerkannt hätte. Wir begreifen, dass unter der Regierung eines solchen Fürsten die Hochschule Leipzig sich den Primat unter den deutschen Universitäten errungen hat und an Schülerzahl Alle übertrifft.



Trefflich vorbereitet trat er seine Regierung an; hatte er doch selbst in dem seinen übrigen Studien fernabliegenden Fache des Criminalrechts sich gediegene Kenntnisse erworben; die Begutachtungen des dem Criminalgesetzbuch vom Jahre 1838 zu Grunde liegenden Entwurfs, welche er als Berichterstatter der ersten Kammer verfasste, betrachten die Criminalisten auch jetzt noch als werthvolle Arbeiten. Jetzt, da er König war, wirkte so vieles zusammen, offenbarten sich erst recht so viele lebenswürdigen Seiten und Vorzüge des Mannes, dass sein Volk bald Ehrerbietung und Zuneigung in gleichem Masse ihm entgegenbrachte. Er wusste zu befehlen, aber dem Gebote ging immer rücksichtsvolle Schonung, menschenfreundliche Billigkeit ermässigend und mildernd zur Seite. Als ein unermüdeter Arbeiter leistete er selbst, was er von andern forderte. Den Geschäften seines Herrscherberufs unterzog er sich mit nie nachlassendem Eifer. Sein Streben, Alles aus eigener Anschauung zu kennen, führte ihn auf seinen häufigen Reisen selbst in jene entlegenen Landestheile, die keiner der früheren Fürsten noch betreten hatte. In herzlichem, ungezwungenem, leutseligem Verkehr mit Bürger und Landmann wusste er sich das Auge ungetrübt, den wachsamem Ueberblick frei und weit zu bewahren, und wie er selber der Treue und Liebe seines Volkes vertraute, so auch Vertrauen einzufliessen.

Es ist eine den Fürsten und sein Volk gleichmässig ehrende Thatsache, dass die Verschiedenheit des religiösen Bekenntnisses das schöne Verhältniss nicht zu trüben, die vertrauensvolle Anhänglichkeit des protestantischen Volkes an seinen katholischen König nicht zu schwächen vermochte. Es war dies nur möglich, weil das ganze Sächsische Volk von der Ueberzeugung durchdrungen war, dass ein Monarch von Johann's Sinnesweise, der so hohe Bildung mit so zarter Gewissenhaftigkeit verband, sich, wie sehr er auch seiner Kirche zugethan sein mochte, doch nie zum Werkzeug hierarchischer Pläne und Eingriffe werde missbrauchen lassen.



Freilich musste er noch erleben, dass die Schatten des 18. Juli 1870 verdüsternd auch auf Sachsen fielen. Er selbst hatte als gründlicher Kenner der Geschichte und mit Dante's Geiste genährt die Tragweite des Ereignisses schon mehrere Monate vor dessen vorausgesehenem Eintritt ermessen, und, wie aus verlässiger Quelle bekannt wurde, den Gedanken gefasst, selber nach Rom zu reisen und an massgebender Stelle mit Hinweisung auf die unausbleiblichen Folgen in Deutschland zu versuchen, ob das Unheil noch abzuwenden sei. Seine Kränklichkeit und die allgemeine Gleichgültigkeit der Höfe und der eigenen Glaubensgenossen liessen es nicht zur Ausführung kommen. Es ist diess nicht eben zu beklagen, denn auch er würde nichts erreicht haben und nur um eine kränkende Täuschung reicher heimgekehrt sein.

Doch auch der Familienvater darf über dem König nicht vergessen werden. Harmonie des häuslichen Lebens und gewissenhafte Sorgfalt für die Erziehung der Kinder ist schon längst in der sächsischen Dynastie Erbgut gewesen, und Johann war auch hierin ein Musterbild für sein Volk. Wie er selber den väterlichen Unterricht genossen, so gab er hinwieder seinem Sohne Albert, dem jetzigen Könige, Lehrstunden und überwachte und leitete fortwährend den Unterricht, welchen andere, von ihm mit sorgfältiger Prüfung ausgesuchte Lehrer seinen Kindern ertheilten. Wehmüthig gedenken wir wohl alle hier seiner Tochter Sophie, jener anmuthigen, feingebildeten Fürstin, welche, ach, nur allzu kurze Zeit eine Zierde unseres Hofes, unserer Stadt gewesen. Auch auf ihr ruhte ein Abglanz des väterlichen Geistes und der aus seinem Munde geflossenen Lehren und Lebensansichten, wie sie denn auch fortwährend in ihrer umsichtig gewählten Lectüre von seinen Rathschlägen sich leiten liess.

Doch mehr als der König von Sachsen ist es „Philalethes“, der hier und heute unser Interesse in Anspruch nimmt, dessen



Leistung ich ihrem Gehalt und Werth nach Ihnen schildern möchte. — Philalethes, so nannte sich der Mann, der bei aller Fülle und Mannigfaltigkeit des Wissens doch im besten Sinne ein homo unius libri heissen mag, denn er hat wirklich einen beträchtlichen Theil seines Lebens und seiner für Millionen kostbaren Zeit der Durchforschung und Bearbeitung eines einzigen Dichtwerks gewidmet.

Vorerst indess möge ein flüchtiger Blick auf König Johann's Standesgenossen, welche zugleich Schriftsteller gewesen, unserem Urtheil über ihn zu Hilfe kommen.

Fürstliche Schriftsteller und noch mehr fürstliche Gelehrte sind eine nur selten sich zeigende Erscheinung. Wenn wir alle Culturvölker zusammennehmen, alle Jahrhunderte überblicken, begegnen wir doch nur äusserst Wenigen, die es der Mühe werth gefunden, oder welche mit der Intelligenz auch die Willenskraft und Ausdauer besessen haben, um dem Besitze fürstlichen Ranges oder der Königskrone auch noch den Ehrenkranz der Autorschaft hinzuzufügen. Pfl egt doch die Erziehung sowol als die Umgebung der Fürsten dafür zu sorgen, dass weder Fähigkeit noch Neigung zu literarischen Hervorbringungen in ihnen sich entwickelt, wozu dann noch kommt, dass jene Antriebe, welche uns anderen Sterblichen das Bücherschreiben nahe legen, bei ihnen wegfallen. Und wenn wir auch die besten unter den Fürsten uns darauf ansehen, so findet sich, dass den allermeisten Eine Eigenschaft, welche dabei unentbehrlich wäre, versagt ist. Ich meine jenen reifen praktischen Sinn, jene vollkommene Geistesherrschaft über sich selbst, welche nach vollbrachten Geschäften der Regierungssorgen sich zu entschlagen und mit Einem Sprunge in dem Meere der Wissenschaft und Literatur wie in einem erfrischenden Bade unterzutauchen versteht, um dann zu rechter Zeit die Arbeit des Herrschens, Berathens und Anordnens desto kräftiger wieder aufzunehmen. Das ist eine Himmelsgabe, welche die Vorsehung nur in langen Zwischenräumen, nur wenigen Aus-



erwählten verliehen hat. König Friedrich II. besass sie im eminenten Grade; auch unserem König Ludwig und dem zweiten Napoleon war sie nicht fremd. Johann von Sachsen ganz besonders ist ein Beispiel dieser glücklichen Verbindung der beiden Thätigkeiten gewesen.

Uebersehen wir hier nicht, dass wie König Johann selbst, so auch die andern kronentragenden Schriftsteller meist in ihren Jugendjahren noch keine Aussicht auf den Thron hatten und daher eine Bildung für einen andern Beruf empfangen, wie Marcus Aurelius, Alfred, Heinrich VIII., der Griechische Kaiser Johannes Kantakuzenus, der Polnische König Stanislaus Leszczynski. Wir begreifen auch wohl, dass in der gewaltigen Aufregung einer in Geburtswehen liegenden Zeit die Lust und der Drang, sich als Mitstreiter in das Gewühl des Geisterkampfes zu stürzen, selbst Könige mit fortreisst. So war es, als die grosse Welt- und Lebensfrage der Reformation halb Europa in fieberhafte Spannung versetzte, da wollten auch Könige wie Heinrich VIII. und Jakob I. das Gewicht ihrer gelehrten Bücher in die lange auf und ab steigende Wagschale werfen. Und bei Jakob war es nebstdem geradezu die wohl gerechtfertigte Angst vor dem ihn bedrohenden Mordstahl, welche ihn die Feder zu ergreifen und alle Fürsten von Europa zur gemeinsamen Abwehr der gemeinsamen Gefahr aufzurufen bestimmte. Uebrigens ist Jakob wohl der einzige, in welchem der Gelehrtenstolz stärker und reizbarer war als das Königsbewusstsein, wie man denn von ihm weiss, dass er auf das Buch, in welchem er einen Niederländischen Theologen besiegt zu haben wähnte, sich mehr zu Gute that, als auf jeden Erfolg seiner Herrscherpolitik.

Dass eine apologetische Absicht in königlichen Geisteserzeugnissen häufig zu Tage tritt oder auch einziger Beweggrund ihres Erscheinens ist, das ist selbstverständlich. Unser König Ludwig hat unverkennbar seine Walhalla-Genossen geschrieben, weil er das



Bedürfniss fühlte, die so ganz individuelle Auswahl der Grössen, deren Büsten er in seiner Ruhmeshalle zuliess, vor der Nation zu rechtfertigen. Die Denkwürdigkeiten der Kaiserin Katharina und einige historische Schriften Friedrich's II. tragen dasselbe Gepräge. Und vollends erst das Leben Cäsar's von dem jüngeren Napoleon — es ist offenbar eine historische Apologie oder Beschönigung des Staatsstreichs vom 2. December und des Cäsarismus genannten Regierungssystems.

Welch ein Contrast gegen jenen andern Kaiser Marcus Aurelius, der 17 Jahrhunderte früher ohne jede Absicht oder Antrieb von Aussen als reinen Erguss seines Innern ein Buch schrieb über sich selbst, einen Seelenspiegel darbietend, der uns einen edeln, aber unglücklichen, unter der Bürde der Herrschaft seufzenden und tief von der Nichtigkeit der menschlichen Dinge durchdrungenen Mann zeigt.

In edelster und ganz selbstloser Gestalt tritt das Autorenthum der Könige dann auf, wenn ein Monarch rein aus dem Bewusstsein heraus schreibt, dass es zu seinem Königsberufe gehöre, auch nach der Seite des geistigen Lebens hin sein Volk emporzuheben. Zwei helle Sterne der mittelalterlichen Geschichte sind da zu nennen: der Englische König Alfred und Alfons X. von Castilien; jener strebte durch seine Uebersetzungen lateinischer Werke die Lust seiner durch die langen Kriege verwilderten Angelsachsen an den Studien wieder zu wecken. Alfons aber, der als Herrscher und Feldherr schwach und unglücklich war, ist in den Gebieten des Geistes ein fast beispielloser Phänomen zu nennen. In einem langen, von Missgeschick und schmerzlichen Wechselfällen erfüllten Leben war er an vielseitiger Bildung und Wissen wohl allen Zeitgenossen überlegen, war er Dichter, Historiker, Mathematiker, Astronom und Gesetzgeber, zugleich ein Meister des Styls und der Bildner der castilischen Prosa, seine astronomischen Tafeln und



seine Gesetzbücher behaupten noch jetzt ihre Bedeutung und Geltung. Mehr noch: Von Osten und Westen zog er, was nur an Büchern erreichbar war, herbei, liess es durch Uebertragungen den Castiliern geniessbar machen, und durch die eigenen Schriften, sowie durch die auf seine Anregung und Fürsorge verfassten, gab er mit der fertigen Sprache seinem Volke auch gleich den Anfang einer Literatur.

Neben ihm steht ebenso einzig, aber allerdings in sehr verschiedenem Sinne König Friedrich II. von Preussen, dieser fruchtbarste unter den königlichen Schriftstellern, dessen Werke in 30 Bänden gesammelt vor uns liegen. Und doch war er nur nebenher, nur zur Erholung Verfasser von Büchern, vor Allem König und Feldherr und selbsteigner, thätigster Ordner und Verwalter seines Staates. Aber im grellsten Gegensatze gegen den Castilier hat der Deutsche bei dieser staunenswerthen Productivität an sein eigenes Volk, dem er doch sonst mit Hingebung diente, kaum gedacht, nicht einmal in dessen Sprache und überhaupt nicht für die Oeffentlichkeit wollte er schreiben, wie denn das Meiste erst nach seinem Tode erschien. Er schrieb wohl zum Ersatz für den ihm versagten Genuss des häuslichen Privatlebens; aber auch, um einem unwiderstehlichen Thätigkeitsdrange zu genügen, jener Schreibwuth, wie er sich ausdrückt, die ihn, wenn er irgend einen Augenblick übrig habe, überfalle. Er schrieb auch, sagt er einmal „pour se corriger lui-même“, um sich sittlich zu bessern und geistig sich klar zu werden. Und so ist denn freilich, wenn wir von seinen historischen Schriften und dem gehaltvollen Briefwechsel absehen, das meiste Uebrige längst nicht unverdienter Vergessenheit anheim gefallen.

Mitten in diese auserlesene Gesellschaft von fürstlichen Autoren hineingestellt tritt uns nun Johann von Sachsen als ein Fürst auch im Reiche der Geister in seiner Eigenthümlichkeit vor die Augen. Wenn er auch Vieles mit ihnen gemein hatte, mit keinem mögen wir ihn auf gleiche Linie stellen. Wenn auch nicht schlecht-



hin an Gelehrsamkeit, an wohlgewähltem Wissen übertraf er sie alle, steht er auch hoch über Friedrich. Wenn dieser nicht einmal Latein zu lesen im Stande war, so liess Johann sich noch im 21. Lebensjahre von Böttiger Unterricht im Griechischen ertheilen, und vertiefte sich dann nicht blos in Homer und Herodot, sondern auch in Thucydides, Plato, Aristoteles. Sein Dante-Commentar verräth an manchen Stellen, wie vertraut er sich mit den Schätzen des Griechischen Alterthums, ja selbst mit den Kirchenvätern und der Scholastik gemacht hatte. Später scheute er, um höhere Sprachen-Vergleichung anstellen zu können, selbst nicht vor dem Erlernen des Sanskrit zurück. Zwanzig gelehrte Gesellschaften und Akademien haben, indem sie ihn zu ihrem Mitgliede erwählten, ihre Anerkennung und Huldigung ihm entgegengetragen, und auch das Ausland hat ihm seinen Zoll von Ehrerbietung nicht versagt.

Eine Jugendreise nach Italien hatte in dem Prinzen die Liebe zur Italienischen Literatur geweckt; er blieb ihr fortan zugeneigt. Vor Allem aber war es Dante, der ihn mächtig anzog, und die göttliche Komödie, das Gedicht, das freilich weit aus der Sphäre der übrigen Italienischen Poesie hinaustritt und hoch über alle ihre Erzeugnisse hinwegragt, wurde der Mittelpunkt seiner Studien.

Wir sehen hier einen durch die Geburt schon auf die Höhen des Lebens gestellten Fürsten, begabt genug, um aus dem eignen Reichthum schöpfend bedeutende originelle Werke zu schaffen. Wir sehen diesen Fürsten es vorziehen, bescheiden und dienend sich einem fremden Geisteswerke unterzuordnen; er verwendet die mühsame Arbeit mehrerer Jahre auf dessen Uebertragung und Erklärung; er will nur der Hypophet, der Dolmetscher des Propheten sein. Dazu gehörte neben der bewundernden Liebe zum Gedicht eine nicht häufige Willensenergie und eine noch seltene Selbstverläugnung.



Denn gewiss hat Prinz Johann sich nicht mit der Hoffnung geschmeichelt, dass es ihm gelingen würde, die göttliche Komödie zu einem in Deutschland populären Gedicht, zu einem Gemeingut aller Gebildeten zu machen, wie etwa Shakespeare diess bei uns geworden ist. Er wusste wohl, dass Dante den Deutschen fünf Jahrhunderte lang so gut wie unbekannt geblieben, dass selbst noch Herder und Schiller ihn ignorirt, Göthe kalt und abweisend an ihm vorübergegangen, und dass auch jetzt Tausende, die ihn zur Hand nehmen, ihn bald wieder unbefriedigt oder abgestossen weglegen: er ist uns zu fremdartig, zu ferne, zu dunkel — wie viel theologische Scholastik! — und in ganzen Partieen ist sein Gedicht mehr ein Kunststück als ein Kunstwerk. So lautet die vielstimmige Klage.

Gleichwohl hat es Johann von Sachsen für möglich und für sehr wünschenswerth gehalten, dass die kleine Gemeinde von deutschen Danteverehrern, wie sie vor dreissig Jahren etwa mit geringer Mühe gezählt werden konnte, sich zu einer grossen erweitern, er hat auf eine Zeit gehofft, in der jeder höhere und ernstere Bildung besitzende oder beanspruchende Deutsche sich einmal in seinem Leben eingehend mit Dante beschäftigen, mit ihm vertraut zu werden streben werde, und er hat das Seinige beitragen wollen, diese Zeit herbeizuführen, indem er seiner Nation ein bequemes und ausreichendes Hülfsmittel zum Dante-Studium darbot. So ist seine mühevollen Arbeit ein Werk der Liebe und der Hoffnung — der Liebe zum Dichter vorerst, denn Dante hat das Eigene, dass, sobald man tiefer in seine Werke eindringt, man sich nicht kühl und gleichgültig gegen ihn verhalten kann wie gegen andere, deren Schriften man, ohne viel an den Verfasser zu denken, liest. Man fühlt sich entweder abgestossen von der Härte des Mannes, von seiner herben Zornesgluth, von seiner „widerwärtigen, oft abscheulichen Grossheit“, um mit Göthe zu reden. Oder man gewinnt ihn mit steigender Bewunderung lieb wie einen



Meister und Lehrer, zu dem man verehrend und vertrauend emporblickt; man erkennt, dass seinem Grimme nicht Hass der Menschen, nicht Rachedurst, sondern Abscheu vor dem Frevel und dem Laster zu Grunde liegt, und dass er einen Schatz von Menschen- und Gottesliebe im Busen trug. Wenn Dante seine energischen Zornesworte Städten, Ständen, Personen wie zu unvertilgbarer Schmach auf die Stirne brennt, so thut er es als glühender Patriot; er thut es, weil er in dem Bewusstsein lebt, die Kraft und den Beruf eines strafenden und mahnenden Propheten gleich einem Jesaias oder Ezechiel in sich zu tragen.

Denn Dante war demüthig und stolz zugleich. Er hat sich selber angeklagt, hat auch von den dunkeln Stellen seines Lebens den Schleier weggezogen und offene Busse gethan vor der Mitwelt und Nachwelt. Zugleich aber hat er sich selber die höchste Dignität zuerkannt, die Würde eines von Gott berufenen Völkerlehrers und Warners, der durch sein Gedicht die Bahn brechen soll zu einer allgemeinen Reformation, einer sittlich-religiösen Wiedergeburt der Völker, der Staaten und der Kirche. Ihm selbst ist nun freilich sein Leben zwischen Hoffnungen und Enttäuschungen hingeflossen — ein Leben, das nach Dante's eigener Andeutung einer sich im Leuchten verzehrenden Kerze glich und von den Geburtswehen des gewaltigen Gedichtes vor der Zeit aufgerieben wurde. Wir empfangen hier in der That den Eindruck eines erschütternden Drama, wenn wir die Zuversicht wahrnehmen, mit welcher Dante die nahe bevorstehende allgemeine Umgestaltung weissagt — einen Umschwung, von welchem er für sich die lang ersehnte ruhmvolle Rückkehr in seine Vaterstadt erwartet, und nun sehen, dass er aus der Welt schied, ohne auch nur die Vorboten oder den Anfang einer Erfüllung erlebt zu haben.

Wie nun aber die göttliche Komödie, dieses einzige Kunstwerk, das weder Vorgänger noch Nachfolger gehabt, vor uns steht, haben



auch die Täuschungen des Dichters der Schönheit des Ganzen keinen Eintrag gethan, eher noch sie erhöht. Nur sie hielten ihn aufrecht in der schweren, vieljährigen, kraftverzehrenden Geistesarbeit; nur ihnen verdankte er den Muth und die Kühnheit, in einer an Gewaltthaten gewöhnten Zeit schutz- und wehrlos den Hass und die Rache der mächtigsten Parteien und herrschenden Gewalten herauszufordern. Es war der kühnste Gedanke, den je eines Menschen Geist erfasst, einen poetischen Mikrokosmos zu schaffen, dem Schöpfer seine Welt, die sichtbare wie die unsichtbare, gleichsam nachzudichten, und dieses Weltgedicht zugleich zu einer Theodicee und einem Spiegel der Zeitgeschichte werden zu lassen. Denn Dante verstand es, seine ganze, von so gewaltigen Gegensätzen und gigantischen Kämpfen bewegte, von den mannigfaltigsten Geistesbestrebungen durchzogene Zeit in dieser Dichtung zusammenzufassen. Das Gedicht ist für den, der nur recht hineinzuschauen versteht, ein Spiegel der Zeitgeschichte, so treu, so anschaulich und lehrreich wie kein andres in alter und neuer Zeit.

Nun aber hat Dante sich selber zum Mittelpunkte gemacht, um welchen die Gestalten des Weltschauplatzes, die himmlischen wie die irdischen und unterirdischen, sich bewegen, seine eigene Seelengeschichte, sein Fortgang von der Sünde zur Bekehrung und Erleuchtung, von der Knechtschaft zur Freiheit und vollen Selbstherrschaft, in welchem Zustande er sein eigener König und Papst ist, und nun wie von Himmelshöhen herab und aus der Glorie des Paradieses heraus den irdischen Weltlauf tief unter sich und doch auch so mit glühender Theilnahme betrachtet — diese innerlichen Erfahrungen ziehen sich wie ein rother Faden durch das ganze Werk, und so ist das universellste Werk zugleich zum individuellsten geworden, und der Dichter ist gleich gross, gleich anziehend in der Darstellung seines eigensten, persönlichsten Ich, seiner Gefühle und Hoffnungen, wie in der Abspiegelung der Aussenwelt, der gesehenen und der imagi-



nirten. Das Alles ist nun sinnreich verschlungen, wohl berechnet und massvoll geordnet in allen seinen Theilen, ohne dass die sonst der reinen Poesie feindliche Absichtlichkeit hier irgendwie störend empfunden würde, und dabei ist das Ganze durchwoben mit einer Menge von Naturanschauungen und feinen, der Natur abgelauchten Zügen. Zehnmal gelesen eröffnet es uns immer wieder neue Seiten der Betrachtung: so reich, so tiefsinnig, so unerschöpflich ist dieses Gedicht.

Wer das Mittelalter verstehen will, muss Dante gelesen, studirt haben. Würde doch, wer nur den Commentar unseres Königs läse, schon reichen Gewinn für das Verständniss des Lebens und Denkens im 13ten und 14ten Jahrhundert und für die Kenntniss jener Zustände davon tragen; zugleich aber würde er nicht umhin können, einerseits den weiten Umfang des Wissensgebietes zu bewundern, in welchem der Verfasser, auch hier ein König, sich mit solcher Leichtigkeit und Sicherheit bewegt, andererseits die edle Bescheidenheit anzuerkennen, mit welcher er die Ansichten Anderer sorgfältig prüft, milde beseitigt oder verbessert. Philalethes hat auch dadurch Anspruch auf unseren Dank, dass er sich und uns vor jenen Verirrungen eines Rossetti, Aroux und Anderer, auch deutscher Erklärer bewahrt hat, welche den grossen Dichter, den wahrhaftesten Mann seines Zeitalters, zu einem sich mysteriös anstellenden Anhänger geheimer ketzerischer Sekten oder zu einen halbverschämten Propheten des modernen Pantheismus gemacht haben, oder ihn nach neuitalienischer Unsitte, unter dem Deckmantel der Religion Italienische Einheits-Politik lehren lassen.

König Johann von Sachsen wird fortleben in dem Gedächtniss der deutschen Nation als einer der besten unter ihren Fürsten — er wird auch fortleben in der Welt des Wissens und der Literatur, und wohl dürfen wir mit den Worten eines ungenannten Dichters sagen:



Dante, so lange dein Lied voll unausforschlichen Tiefsinns  
Lebt, wird neben dir auch dein „Philalethes“ genannt.

Fortleben endlich wird der König in dem Segen, der von  
seiner Persönlichkeit und seinem Wirken ausgegangen ist — ein  
Segen, der auch dann noch fortbestehen wird, wenn sein Bild in  
der Erinnerung der Menge verblasst sein wird.